

BRADFORD
MORROW

Die tödlichen
Talente des
Mr. Diehl

Roman

it

insel taschenbuch 4433
Bradford Morrow
Die tödlichen Talente des Mr. Diehl



Bradford Morrow

*Die tödlichen
Talente des
Mr. Diehl*

Roman

Aus dem Englischen
von Hans-Christian Oeser

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The Forgers*
bei The Mysterious Press, an imprint of Grove Atlantic, Inc. New York

insel taschenbuch 4433

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

Copyright © 2014 by Bradford Morrow

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur, München

Umschlagfoto: FinePic®, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36133-6

Die tödlichen Talente des Mr. Diehl

Für Cara Schlesinger & Otto Prenzler

Die historische Wahrheit ist für ihn nicht das Geschehene; sie ist unser Urteil über das Geschehene.

Jorge Luis Borges, »Pierre Menard, Autor des *Quijote*«

Welchem Zweck dient dieser ewige Kreislauf von Elend, Gewalt und Angst? Dies alles muss doch auf ein Ziel zu-
führen, denn sonst würde unser Universum ja vom Zufall
regiert, und das ist schlicht undenkbar. Doch was für ein
Ziel? Das ist die große, uralte, wieder und wieder gestellte
Frage, von deren Beantwortung der menschliche Geist so
weit entfernt ist wie eh und je.

Arthur Conan Doyle, »Die Pappschachtel«

Seine Hände fand man nie. Wochenlang suchten Trupps die windgepeitschte Küste südlich des Montauk Highway ab, schwärmten aus in das vereiste Gestrüpp am Rande der Dünen, durchkämmten Kilometer um Kilometer den Ufersaum, wo sie nach einem kleinen behelfsmäßigen Grab Ausschau hielten, in dem das Händepaar begraben sein mochte. Ihre Bemühungen wurden nicht nur durch das kurze Tageslicht erschwert, sondern auch durch die Februarschauer, die alle verdächtigen Spuren im Sand und in der halb gefrorenen Erde verwischten. Da man mutmaßte, die abgetrennten Hände könnten, falls sein Angreifer sie in die schäumende Gischt hinausgeschleudert hatte, an den Strand gespült werden, wurde bei Ebbe auch in den Brandungstümpeln gestochert. Sofern das Salzwasser seine Fingernägel nicht sauber geschrubbt hatte, bestand eine gewisse Chance, dass sie gerichtsmedizinisch verwertbare Anhaltspunkte bieten würden – vor allem dann, wenn er sich gegen seinen Angreifer zur Wehr gesetzt hatte, worauf das Durcheinander am Tatort hinzudeuten schien. Dennoch förderte die Suche nichts zutage. Es war, als hätten sich seine Hände an den Gelenken einfach vereint, hätten sich in ein Paar Schwingen verwandelt und wären über den grauen Atlantik davongeflogen.

Auf der Intensivstation eines New Yorker Krankenhauses, wohin man ihn auf Bitten seiner Schwester gebracht hatte, blieb der arme Teufel noch zehn Tage am Leben. Mitunter bei Bewusstsein, meist jedoch nicht, war er außerstande zu sprechen, sei es mit seiner Schwester, sei es mit der Polizei, denn wer immer ihm die Hände abgehackt hatte, hatte ihn zuvor mit brutaler Präzision auf den Hinterkopf geschlagen – wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, hatte der Eigenbrötler schon vor dem Morgengrauen still an seinem Schreibtisch gearbeitet – und ihn auf dem Fußboden seines zum Strand hin gelegenen Studios in einer Lache von geronnenem Blut bewusstlos liegen lassen.

Offenbar war der Eindringling ein Experte bei seinem grausigen Geschäft, oder er hatte außerordentliches Glück gehabt. Keine Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen. Die marmorne Teigrolle, mit der er dem Opfer den Schädel eingeschlagen hatte, stammte aus dessen eigener Küche. Weder Fuß- noch Fingerabdrücke. Es waren keine Wertgegenstände entwendet worden, kein Geld, kein Schmuck. Auf dem Schreibtisch des Opfers lag unberührt die alte Patek Philippe Calatrava, ein Erbstück seines Vaters; der Sekundenzeiger drehte sich gelassen im Kreis. Und da sich der Streit irgendwann vor Sonnenaufgang zugetragen hatte, war den Nachbarn in dem bisschen grau-grünen Licht, das der frühe Wintertag gewährte, nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Anscheinend hatte sich der Eindringling nach dem Blutbad in Luft aufgelöst, gradeso wie die Hände. Niemand aus den üblichen Grüppchen der Jogger, die täglich schon bei Sonnenaufgang den Strand entlangliefen, oder der verschlafenen Hundebesitzer, die, eingemummelt gegen die Kälte, ihre Hunde ausführten, hatte irgendetwas Verdächtiges bemerkt. Ebenso wenig war irgendwer in der Nachbarschaft

durch Rufe oder Schreie geweckt worden; das unermüdliche Rauschen und Zischen der Ozeanwellen hatte jedes derartige Geräusch übertönt, wenn es denn ein solches gegeben hatte. Zudem waren die Fenster zu beiden Seiten des Hauses geschlossen, die Vorhänge dicht zugezogen gewesen.

Als der Postbote, der seine frühmorgendliche Runde drehte, ein weiteres der zahlreichen Pakete zustellen wollte, die von allen Ecken der Welt an diese Anschrift gingen, fand er die Haustür angelehnt, was angesichts des kalten Wetters verwunderlich war. Im Laufe der Jahre hatten er und das Opfer wenn nicht Freundschaft, so doch gute Bekanntschaft geschlossen. Umso unerträglicher war es, dass ausgerechnet er, nachdem er immer wieder gerufen hatte, erst leise, dann laut, und schließlich unsicher und zitternd in die Diele getreten war, im hinteren Teil des Cottage den Körper entdecken musste – wie sehr hatte er gehofft, dass weder ihm noch sonst einem, den er kannte, dergleichen jemals widerfahren würde! Noch als Rettungswagen und Polizeifahrzeuge in die schmale Auffahrt zum Cottage bogen und wie Meteore, die in ein Kloster einschlagen, die Ruhe dieser abgeschiedenen Wohngegend durchbrachen, klammerte sich der Mann ohne Hände mit festem Mut, wenngleich wenig mehr ans Leben.

Die verblüffendste Entdeckung, die die Ermittler am Tatort machten, war eine Anzahl Briefe und Manuskripte von der Hand politischer und literarischer Persönlichkeiten aus früheren Zeiten, die kreuz und quer im Studio verstreut waren. Auch seltene Bücher bedeckten den Boden, die Einbanddeckel aufgespreizt wie die Flügel toter Vögel, die Widmungsseite meist aus der Bindung herausgerissen. Zusammen mit Dutzenden anderer Bücher lagen Lincoln und Twain, Churchill und Dickens und ein ganzer Schatz an Doku-

menten von Arthur Conan Doyle herum. Die meisten davon waren mutwillig beschädigt worden, zerfetzt oder mit Blut und mit Tinte aus einer Vielzahl antiker Tintenfüßer besudelt, die früher einmal säuberlich in einem Schränkchen aufgereiht gestanden hatten, jetzt aber herumgeworfen worden waren. Ob irgendwelche Manuskripte oder handsignierte Bücher fehlten, ließ sich nur schwer feststellen, denn offenbar war ein Katalog der Sammlungsbestände nicht vorhanden. Spätere Nachforschungen bei der Versicherungsgesellschaft ergaben, dass sie weder inventarisiert noch versichert waren. Da aber andere Wertgegenstände auch nicht entwendet worden waren, nicht einmal Bücher aus den Regalen, die die Wände des Studios säumten, herrschte die Annahme vor, dass auch keine literarischen Schätze gestohlen worden waren. Welche Logik könnte einen Angreifer bewegen, so viel kostbares eigenhändig geschriebenes Material zu verwüsten, um sich dann mit anderem Material davonzumachen? Nein, bei dem vorliegenden Kapitalverbrechen schien es sich um die willkürliche Zerstörung wertvollen Eigentums und um schwere Körperverletzung, vermutlich mit Tötungsvorsatz, zu handeln, nicht um einen schlichten Diebstahl.

Als Adam Diehl schließlich starb, war zusammen mit ihm alles dahin, was er über den Überfall hätte aussagen können – wer dahintersteckte, was eine so barbarische Tat motiviert haben mochte. Bis zum heutigen Tage bedrückt es mich, zugeben zu müssen, dass sein Tod unter den obwaltenden Umständen ein tragischer, aber gottgewollter Segen war, wenn man bedenkt, was für ein entsetzliches Leben ihn erwartet hätte – stumm und mit Prothesen –, hätte er überlebt. Bei der Hirnschädigung als Folge seines Schädeltraumas hätte jedes Sprechen seine Fähigkeiten überstiegen, und auch Zeichensprache wäre ihm verwehrt geblieben. Sei-

ner Schwester Meghan zufolge war er schon immer ein Einzelgänger gewesen, doch weit über das Vergnügen hinaus, welches er daraus gezogen hatte, dass er das Leben eines Phantoms führte, hätten seine Verletzungen ihn von anderen Menschen abgesondert. Nein, bestimmt war es besser, friedlich auf einem hübschen, gepflegten Friedhof zu liegen, als die tägliche Plackerei einer solchen Behinderung zu er leiden. Ist es für den Schmetterling, dem ein leichtfertiges Kind die Flügel ausgerissen hat, nicht besser, unter seinem Absatz zertreten zu werden, als flugunfähig im Gras liegen zu bleiben und zum Himmel aufzustarren?

Meghan, mit der ich schon vor diesem Ereignis ein paar Jahre lang befreundet gewesen war, rief mich an, um mir die schreckliche Nachricht mitzuteilen. Sie schluchzte so hysterisch, dass ihr Atem in ruckartigen Stößen ging und ihre Worte über die schlechte Handyverbindung nur in Fetzen zu mir drangen. Als ich das Geschrei spielender Kinder im Hintergrund hörte – wieso waren die nicht in der Schule? –, begriff ich, dass sie ihren Arbeitsplatz verlassen hatte, um mich von dem etwas privateren Parkgelände des Tompkins Square aus zu erreichen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und so sagte ich nichts, sondern hörte ihr nur zu, meiner geliebten Meghan, während sie mir alles erzählte, was sie von dem Vorfall wusste. Ich weiß noch, wie benommen und verstört ich mich fühlte, als ich allein an meinem Küchentisch saß und mir um alles in der Welt wünschte, bei ihr zu sein, ihre Tränen wegzuküssen, sie fest an mich zu drücken.

Meghan, geschieden, liebenswürdig, eine unpräzise, ja erdverbundene Frau mit flammend rotem Haar, die man, obwohl sie Ende dreißig war, ohne weiteres zehn Jahre jünger geschätzt hätte, führte im East Village ein Antiquariat,

das auf ihre beiden Interessengebiete Kunst und Kochen spezialisiert war. Schon früh hatte sie gelernt, auf eigenen Beinen zu stehen. Noch bevor Adam und sie das Teenageralter erreicht hatten, waren sie zu Waisen geworden – ein Bootsunglück bei Montauk, wo die Familie das kleine Strandhaus besaß, das Adam später zu seiner Arbeitsklausur machen sollte – und in Manhattan von einer lesewütigen Tante großgezogen worden. In jenen Jahren der Kindheit waren sie einander ungewöhnlich nahegekommen und hatten sich auf die Unterstützung und die Gesellschaft des anderen verlassen. Vor ihrem trunksüchtigen Vormund hatten sie ein gutes Benehmen an den Tag gelegt, sich daneben jedoch eine ganz eigene Kinderwelt erschaffen, eine Welt, die im Grunde genommen mehrere Jahre lang von nur zwei Personen bewohnt wurde. Obwohl Adam das ältere Geschwister war, hatte sich Meghan stets kontaktfreudiger gezeigt, deshalb beschützte sie ihn in gewisser Weise, bemutterte ihn zuweilen sogar. Übertrieben großzügig, wie sie war, hatte sie ihm das Haus bei Montauk überlassen und, wie ich irgendwann bemerkte, oft seine Rechnungen bezahlt, wenn er damit in Verzug geriet. Während sie mir, soweit sie ihr bekannt waren, die neuesten Details seiner Verletzungen schilderte, stellte ich sie mir dort auf dem Square vor, wie sie im Nieselregen unter schweren violetten Wolken allein zwischen den kahlen Bäumen umherging, und in meinem Herzen war ich bei ihr.

»Wo ist er jetzt?«, fragte ich und versuchte, so ruhig zu sein, dass es für uns beide reichte.

»Man hat ihn in die Notaufnahme des Southampton Hospital gebracht.«

»Dann ist er also noch am Leben«, sagte ich. »Das klingt doch vielversprechend, nicht wahr?«

»Mit Mühe und Not, er ist in einem kritischen Zustand, man hat mir gesagt, dass er eine Menge Blut verloren hat –«, und wieder verfiel sie in einen Weinkrampf.

Ich wartete ein wenig, bevor ich fragte: »Meg, wann ist das alles passiert? Weiß man, wer der Täter ist?«

»Heute ... heute Morgen«, antwortete sie. Da sie meine zweite Frage übergang, nahm ich an, dass man es nicht wusste; vielleicht war es in diesem Augenblick aber auch nicht von besonderer Wichtigkeit für sie.

Da ich einen Wagen besaß – als echtes Stadtmädchen konnte Meghan nicht Auto fahren –, erbot ich mich, sie auf der Stelle zum Krankenhaus zu begleiten. Wir würden einen Wagen mieten müssen, da meiner in der Reparaturwerkstatt sei, aber das sei kein Problem, versicherte ich ihr.

»Mein Gott, ich weiß nicht, ob ich es über mich bringe, ihn zu besuchen. Ist das schlecht von mir?«

»Natürlich nicht. Wahrscheinlich würde er nicht einmal merken, dass du da bist, bei all den Medikamenten, die er einnehmen muss«, beruhigte ich sie. Dann: »Willst du, dass ich dich abhole?«

»Später, ja«, sagte sie und hörte abrupt auf zu weinen. »Dein Angebot ist lieb gemeint, zumal du meinen Bruder nie so richtig gemocht hast.«

»Das habe ich nie gesagt.« Mehr konnte ich nicht herausbringen, und obwohl sie, was meine Gefühle betraf, nicht ganz unrecht hatte, muss ich gestehen, dass ich wie vom Donner gerührt war, weil es ihr ausgerechnet unter diesen Umständen in den Sinn kam, so etwas zu sagen. Aber ich musste mir vor Augen führen, dass Meghan am Boden zerstört war, überwältigt von so unerwarteten, niederschmetternden Neuigkeiten. Keinesfalls durfte ich etwas sagen, was zu einem unnötigen, widersinnigen Streit zwischen uns füh-

ren würde. Meine Aufgabe war es nicht, ihr zu widersprechen, sondern sie wissen zu lassen, dass sie nicht allein war, dass sie auf mich zählen konnte. Schließlich war sie ein Fels für mich gewesen, als ich nicht lange, nachdem ich begonnen hatte, mit ihr auszugehen, selbst der Unterstützung bedurfte. Nun war ich an der Reihe.

»Hör zu«, äußerte ich vorsichtig. »Ich bin sicher, er kommt wieder in Ordnung. Er ist ein gesunder Kerl, das spricht zu seinen Gunsten. Menschen haben schon Schlimmeres überlebt.«

In der Welt der Bücher erregte die Nachricht von dem Überfall auf Adam Diehl zumindest eine Zeitlang großes Aufsehen, obwohl er im Handel mit seltenen Büchern kein wichtiger Akteur, ja nicht einmal eine sonderlich bekannte Persönlichkeit gewesen war. Alle waren zutiefst verstört von den Ereignissen, entsetzt darüber, dass einer der ihren, ein Bücherfreund wie sie, einem so makabren Angriff zum Opfer gefallen war. Zu den üblichen Fragen, die sich außerhalb dieser exklusiven literarischen Gemeinschaft jeder stellte – wer hat das getan? war Montauk nicht immer ein sicherer Wohnort gewesen? –, gesellte sich zugleich ein profundes Interesse an den Büchern selbst. Wer würde Bücher von solchem Wert mutwillig zerstören? Wer wusste, dass dieser Diehl eine so umfassende Sammlung zusammengetragen hatte? Und was würde mit den Büchern geschehen, die nicht zerstört worden waren? Niemand stellte mir direkte Fragen, weder nach dem Sammler noch nach seiner Bibliothek, doch meine Beziehung zu seiner Schwester war allgemein bekannt, und aus den Beileids- und Betroffenheitsbekundungen meiner Kollegen aus der Bücherwelt konnte ich die ungestellten Fragen heraushören.

Nachdem Adam nach New York City gebracht worden

war, begleitete ich Meghan ein einziges Mal ins Krankenhaus, bevor er starb. Ihre Angst, ihn so zu sehen, mit verbundenen Handgelenken und bandagiertem Kopf, angeschlossen an eine beeindruckende Vielzahl von Apparaturen, löste ein Mosaik widersprüchlicher Reaktionen in mir aus. So wie es jedem anderen auch ergangen wäre, quälten mich Meghans Trauer und Angst, und ich war erschüttert, Adam hilflos auf der karnevalbunten, nicht sehr antiseptischen Intensivstation liegen zu sehen. Trotz der Details, mit denen sie seine Verletzungen bereits beschrieben hatte – mit einem so schlimmen Zustand hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte mir Adam schwer verstümmelt vorgestellt, nicht jedoch in Lebensgefahr schwebend. Und doch, von ihrer Bemerkung über meine nicht unbelastete Beziehung zu ihrem Bruder fühlte ich mich noch immer gekränkt. Sie brachte mich in die wenig beneidenswerte Lage, so tun zu müssen, als sei ich über seinen Zustand sehr viel betroffener, als ich es beschämenderweise tatsächlich war. Es macht mir nichts aus, es zuzugeben, aber hinter meinen Beteuerungen liebevoller Besorgnis verbarg sich eine Art schwermütiger Gefühls lähmung. Kein zivilisierter Mensch sieht einen Mitmenschen gern leiden, und trotz der Charakterfehler, die ich haben mag, halte ich mich für zivilisiert. Kurz, es war eine traurige Krankenwache, und ich tat mein Äußerstes, um mich der Situation gewachsen zu zeigen.

»Adam«, flüsterte Meghan, als sie sich dicht an sein von Mullbinden umhülltes Gesicht beugte, und brach so das unglückliche Schweigen im Raum. Wegen der Schwellungen unter seinen Augen sah er aus, als habe er ein ganzes Jahr lang nicht geschlafen, auch wenn ihm die Adlernase inmitten all der Verwüstung eine Art Würde verlieh. Ich hatte nie zuvor bemerkt, dass seine Nase fast die gleiche Form hatte

wie die seiner Schwester. »Adam, Liebling. Ich bin bei dir, um dir Mut zu machen. Das wollen alle.«

Er antwortete nicht – konnte er nicht antworten?

Als Meghan mir einen Seitenblick zuwarf, zu ihrem Bruder hinnickte und mich aufforderte, ein paar aufmunternde Worte hinzuzufügen, verwandelte sich meine Benommenheit in noch tiefere Trauer um sie. Es schien unvermeidlich, dass sie ohne Familie in dieser Welt zurückbleiben würde; die Tante, die sie großgezogen hatte, war etwa um die Zeit gestorben, als Meghan und ich begonnen hatten, miteinander auszugehen, und schon bald würde ich die einzige »Familie« sein, die sie hatte.

Auf Meghans Wink hin flüsterte ich: »Adam, falls du uns hören kannst, ich möchte mich dem anschließen, was Meghan gesagt hat. Du bist hier in guten Händen, in den besten. Du musst einfach durchhalten –«

Seine bis dahin geschlossenen Augen öffneten sich halb, als er seinen Kopf auf dem Kissen ein paar mühsame Zentimeter zu mir wandte.

»Adam?«, platzte Meghan heraus, und in ihrer Stimme stieg Hoffnung auf.

»Ich hole jemanden«, sagte ich zu ihr und verließ eilends das Zimmer.

Als ich eine Minute später zurückkehrte und der Tageschwester ins Zimmer folgte, war Adam in ein Halbkoma zurückgefallen, und Meghan streichelte sein jetzt wieder unempfindliches Gesicht. Als wir das Krankenhaus verließen, zeigte sie sich überrascht über seine Reaktion auf meine Gegenwart und sagte leicht wehmütig: »Er scheint eher deine Stimme erkannt zu haben als meine.«

»Wie schon gesagt, ich glaube nicht, dass er bei all den Medikamenten, die man ihm verabreicht, wirklich in der

Lage ist, jemanden zu erkennen. Er schien nur auf einmal große Schmerzen zu haben.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Sieh mal, die Hauptsache ist, ich bin froh, dass wir da waren, um ihm zu helfen, so gut wir konnten.«

»Ich auch«, sagte sie und legte mir den Arm um die Taille.

»Ich bin froh, dass du mitgekommen bist.«

»Und kein Wort mehr davon, dass ich deinen Bruder nicht leiden kann, einverstanden?«

»Tut mir leid, dass ich das gesagt habe. Ich verspreche dir, es nicht wieder zu tun.« Sie zog mich enger an sich.

Ich fühlte mich erleichtert, ja sogar ein wenig bestätigt, beugte mich zu ihr und küsste sie, bevor ich ein Taxi herbeiwinkte, um in die Stadt zurückzufahren.

Adam starb wenige Tage später. Obwohl Meghan ihren Bruder jeden Morgen und jeden Abend besuchte, schäme ich mich, zugeben zu müssen, dass ich nach jenem ersten Besuch immer wieder legitime Ausreden erfand, die mich vom Krankenhaus fernhielten. Meine jämmerliche Abwesenheit von seinem Krankenbett machte ich dadurch wett, dass ich all meine Kraft aufbot, um ihr dabei zu helfen, die Einäscherung und die Beisetzung zu organisieren. Wir hatten einander schon lange nahegestanden, doch nie so nahe wie in dieser Zeit. Meghan verbrachte jede Nacht in meinem weiträumigen Apartment unweit Irving Place, in der Nähe des Gramercy Park. In Ruhe bereiteten wir gemeinsam das Abendessen zu, wobei ich die Rolle des stellvertretenden Küchenchefs übernahm, während sie an einem Abend Jakobsmuscheln grillte und an einem anderen eine Ente briet. Wenn wir nicht schlafen konnten, tranken wir zusammen eine Flasche Wein und sahen uns alte Science-Fiction-Filme wie *Metropolis* oder *Die Insel der verlorenen Seelen* an.